

Emilia Huberschmitt

Der zerbrochene Weihnachtsengel



Erzählung

Emilia Huberschmitt

Der zerbrochene Weihnachtsengel

Weihnachtliche Erzählung

Copyright © 2018 Emilia Huberschmitt

Alle Rechte verbleiben bei Emilia Huberschmitt
All rights reserved

Coverdesign: Emilia Huberschmitt
Fotos von iStockphoto, Emilia Huberschmitt und Pixabay

Das Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung oder Nachdruck, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Genehmigung des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigung jeder Art, Übersetzungen und die Einspeicherung in elektronische Systeme.

Kapitel 1

Kreszentia Heuwieser schob die Vorhänge am Fenster der Wohnküche beiseite und schaute hinaus. Sie kniff die alten Augen kurz zusammen, um besser sehen zu können. Das war doch Schnee auf den Bergspitzen. Das freundliche Weiß drang ihr ins Herz. Sie fühlte sich plötzlich viel leichter, so als ob sie mit einem Streich ein Dutzend Jahre jünger geworden wäre. Draußen roch es bestimmt nach Schnee. Eilig griff sie nach einer der Topfpflanzen, die üppig auf dem Fensterbrett wucherten. Einen Moment war sie sich nicht sicher, wohin sie die Fetthenne stellen sollte, entschied sich dann aber für den Küchentisch. Dort lagen auch ihre Brillen. Mit einer Hand balancierte sie die Pflanze, mit der anderen stützte sie sich bei jedem Schritt schwer auf ihren Gehstock. Die Hüfte schmerzte, in ihrem Rücken spürte sie ein Ziehen. Einen Rollator wollte sie nicht. In dem verwinkelten alten Haus mit den hohen Stufen war er sinnlos. Zenzi, wie sie jeder nannte, stellte den Topf auf die Plastiktischdecke mit den blauen und roten Karos. An vielen Stellen war die Farbe schon ganz abgewetzt. Liesl, ihre Haushaltshilfe, schimpfte regelmäßig über das ›schäbige Stück‹, aber Zenzi wollte keine neue. In Gedanken saß ihr Toni beim Essen immer noch gegenüber, seine Hände ruhten links und rechts des Tellers, während er wartete, dass sie die Speisen auftrug. Vor zwölf Jahren war er gestorben. Eine andere Tischdecke kam überhaupt nicht in Frage.

Sie nahm eine Brille aus eines der fünf Etais auf dem Tisch und setzte sie auf ihre knollige Nase. Die Blätter der Pflanze erschienen scharf, aber die Ferne wurde zu einem konturlosen Geschmier. Das war die Lesebrille. Zenzi steckte sie wieder zurück und probierte die anderen, bis sie die Fernsehbrille fand. Ihre nähere Umgebung verschwamm. Zenzi klemmte die Brille auf ihrem Kopf fest und nahm den Weg zum Fenster in Angriff. Nach drei Läufen hatte sie so viele

Pflanzen weggeräumt, dass sie einen Fensterflügel öffnen konnte. Feuchtkalte Luft strömte herein. Zenzi füllte die Lungen. Ja, es roch nach Schnee. Sie zog sich einen der stoffgepolsterten Küchenstühle heran, setzte sich. Sie ächzte. Die Knochen. Dann ließ den Blick von einem Berggipfel zum anderen springen.

»Grüß dich, Zenzi.«

Kreszentia musste den Kopf recken, um die Frau unter ihrem Fenster zu sehen: knochig und mit scharfer Adlernase, dünne Haare schauten aus dem Kopftuch hervor. Zenzi konnte sich noch an die buschige Mähne erinnern, aber nach der Chemotherapie war nur noch dieser weiche Flaum nachgewachsen.

»Grüß dich, Traudl«, antwortete sie. Sie blinzelte mehrmals, um schärfer zu sehen. »Ich dachte, ich hätte meine Brille auf.«

Traudl lachte auf. »Probier's doch mal mit der *auf* deinem Kopf.«

Zenzi zwang ein Lächeln auf ihre Lippen. Nichts blieb mehr in ihrem Gedächtnis hängen. Sie schob die Brille auf ihre Nase und die weißen Bergkappen traten gestochen scharf hervor. Sie seufzte. »Schön ist's!«

Traudl schwieg und Zenzi war dankbar für die Stille. Wenn der Schnee kam, war Weihnachten nicht mehr weit. Das Fest der Liebe. Dann kämen die Kinder zu Besuch – und die Enkel. In ihre Freude mischte sich ein Wermutstropfen: Vielleicht wäre es das letzte Mal.

»Im Supermarkt gibt es schon Weihnachtsstollen.« Traudl hatte wieder Worte gefunden. »Soll ich dir einen kaufen?«

Puderzucker. Das hatten sie alle gemocht. Helmut popelte das Orangeade aus dem Kuchen und Friedrich liebte die Marzipanfüllung. »Dank schön, Traudl. Die Liesl wird mir einen mitbringen. An dem werde ich bestimmt eine Woche zu essen haben.«

»Recht so! Jetzt sind sie am besten. Weist schon, wann du ins Pflegeheim kommst?«

Auf Zenzis Brust legte sich ein schwerer Druck. Wie Gespenster tauchten lange, neonbeleuchtete Korridore und dumpfe, enge Zimmer vor ihr auf. Ihr Magen krampfte. »Ich zieh's raus, solange es geht«, antwortete sie.

»Gegen das Alter ist kein Kraut gewachsen«, philosophierte Traudl. »Es erwischt uns alle. Aber I muss weiter. Servus, Zenzi.«

»Servus Traudl.« Kreszentia fröstelte. Sie blickte noch einmal auf die verschneiten Berge, dann schloss sie das Fenster und stellte die Blumen wieder an ihre angestammten Plätze.

Als es dämmerte, kramte sie in der Schublade nach einer Haushaltskerze. Die hatte sie immer griffbereit, seit einmal der Strom ausgefallen war. Ein Keramikhalter und Streichhölzer lagen auch dabei. Sie humpelte zurück zum Küchentisch und entzündete die Kerze. Warmes Licht breitete sich in der Stube aus. Das war so das richtige Vorweihnachtsgefühl. Sie rückte die Fotos ihrer Lieben, die ihre festen Plätze am Tisch hatten, näher an die Flamme. Da war Helmut, der Älteste. Das Gesicht ganz der Vater, die Nase, der Mund. Jetzt lebte er in Frankfurt. Seit er in der Bank immer weiter aufstieg, ließ er sich fast gar nicht mehr blicken ... Dienstreisen, Stress. Na ja, viel verstand sie nicht von dem, was er erzählte. Aber dafür hatte er ihr zwei wundervolle Enkelkinder geschenkt. Kojar, der Bub, war schon erwachsen und auch Sophie studierte bereits. Wie die Zeit verging. Dabei hatte sie die beiden, wie es schien, erst vor wenigen Jahren als kleine Würmchen im Arm gehalten. Die hölzernen Bauklötzchen und das Schlumpfhaus bewahrte sie im Wohnzimmerschrank auf. Nein, wegwerfen konnte sie das Spielzeug nicht. Vielleicht kamen ja bald Urenkelchen.

Friedrich war vier Jahre nach Helmut gekommen. Auf dem Bild lachte er, aber seine Augen wirkten irgendwie traurig. Er bereitete ihr Sorgen, denn er hatte die Wiege der katholischen Religion verlassen und war evangelisch geworden. Zenzi betete jeden Abend für ihn. Die heilige Jungfrau möge beim Herrn um Vergebung für ihn bitten. Es war gewiss, dass er sonst in der Hölle leiden musste. Sie hatte es ihm gesagt, aber er wollte nicht hören. Zwar hatte er es in Magdeburg bis zum Bischof gebracht, aber seine Ehe war kinderlos geblieben.

In schwarz gerahmt stand das Bild ihrer Tochter auf dem Tisch. Magdalena an ihrem 17. Geburtstag. Sie war ein Wildfang gewesen, voller Streiche, lebenslustig, impulsiv. Zenzi seufzte. Hätte sie doch damals ihren Mund gehalten, hätte sie doch nichts gegen diesen neuen Freund gesagt. Wo kam er her? Von den Molukken? Nein, das war es nicht. Sie konnte sich nicht mehr besinnen. Bestimmt hätte Magdalena von allein eingesehen, dass das kein Mann für sie war.

Aber der Schreck ... und die Nachbarn ... Zenzi war ausgerastet. Magdalena hatte gepackt und nie wieder etwas von sich hören lassen. Helmut hatte versucht, sie aufzustöbern, aber es war vergeblich gewesen. Vielleicht war sie auch tot. Zenzi streichelte das alte Foto. Tränen liefen ihr über die faltigen Wangen. Es war ihre Schuld. Ganz allein ihre Schuld. Ein Augenblick der Schwäche und da schlug das Schicksal erbarmungslos zu. Schon tausendmal hatte sie sich gewünscht, alles ungeschehen machen zu können. Schon tausend Mal hatte sie die Nacht um Vergebung gebeten. Aber es war zu spät. Nun hatte sie nur noch das Foto und Magdalenas letztes Geschenk, die Engelsfigur. Jedes Jahr bekam sie einen Ehrenplatz unter dem Weihnachtsbaum, gleich neben der Krippe mit dem heiligen Paar.

Kapitel 2

Es war schwül und heiß. Es war immer schwül und heiß. Magdalena schob die löcherige Decke beiseite, die den Eingang ihrer Lehmhütte verhängte. Aus dem Dschungel drang das Gebrüll der Affen, bunte Vögel kreischten im dichten Blätterdach und über allem leuchtete der Morgenhimmel. Sie seufzte. »Juanita! Beeil dich! Die Kinder werden schon auf uns warten.«

»Gleich! Bonga hat seinen Brei noch nicht gegessen.« Juanita hielt den Wurzelmann, den Großvater Balmba für sie geschnitzt hatte, an die Holzschale. »Er kann doch nicht ohne Frühstück zur Schule gehen.«

Magdalena musste lachen. Mit fast den gleichen Worten überredete sie ihre Tochter jeden Morgen, den Maniokbrei zu essen. Sie ging noch einmal in die halbdunkle Hütte und strich dem Mädchen über die dunklen Locken. Vom Vater hatte sie die hohen Backenknochen geerbt, aber ihre Haut war heller als die der Indios. Magdalena liebte diesen feinen Bronzeton auf Juanitas Gesicht. Es gab ihr etwas Edles.

»Ist er jetzt satt?«

Juanita nickte. »Er muss sich nur noch den Mund abwaschen.« Sie hüpfte auf einem Bein zu der Blechschüssel mit Wasser in der Ecke und wischte ihn mit einem Lappen sauber. Mit dem Handtuch tupfte sie ihn vorsichtig trocken und hielt ihn ihrer Mutter entgegen. »Er hat sich auch hinter den Ohren gewaschen.«

»Braver Bonga«, lobte Magdalena.

Juanita strich ihr Kleidchen zurecht und straffte die knöchigen Schultern.
»Was lernen wir denn heute?«

Das Kind war viel zu ernst, stellte Magdalena bekümmert fest. Das lag an ihr. Seit dem gewaltsamen Tod ihres Mannes war sie nie wieder so richtig fröhlich gewesen. Kurz nach Juanitas Geburt war er beim Landvermessen zwischen die Fronten zweier Drogenbanden geraten. Als die Ermittlungen und die Beerdigung endlich vorüber waren, war Magdalenas Geld aufgebraucht. Mit einem Säugling im Arm fand sie sich in einem fremden Land gestrandet, verzweifelt und mittellos. Arbeit konnte sie keine finden, also war sie der Einladung der Großeltern gefolgt und vorübergehend zu ihnen in das Dorf im Urwald gezogen. Das war vor sieben Jahren gewesen. »Buchstaben schreiben«, beantwortete sie die Frage ihrer Tochter.

»A, B, C, die Katze lief im Schnee«, sang Juanita, während sie neben ihr herhickelte. »Ich will auch einmal Schnee sehen.«

Magdalena seufzte. In Deutschland, auf der anderen Seite der Welt, da war es bald Winter – und Weihnachten. Bilder von verschneiten Wegen, buntgeschmückten Häusern und Röstkastanien schossen ihr in den Sinn. Damals war sie mit der Dorfjugend auf dem vereisten See Schlittschuhe gelaufen. Wie lange war es her, dass sie sich danach mit heißen Kastanien die gefrorenen Finger gewärmt hatte? Und dann waren überall die Weihnachtsmärkte gewesen ...

Sie schob die Erinnerungen beiseite. Die machten sie traurig. Deutschland war so unerreichbar weit weg. Und ihre Mutter. Warum hatte sie damals nur so impulsiv reagiert? Warum war sie bei Nacht und Nebel mit Pepe nach Bolivien abgehauen? Liebe. Sie war ihrem Herzen gefolgt und Pepe war der liebenswerteste Mensch auf der ganzen Welt. Und dann war sie nach seinem Tod in seinen Stamm aufgenommen worden. Einfache Leute, bettelarm aber von einer Herzensgüte, die Magdalena sonst nirgends auf der Welt erlebt hatte.

Sie strebte auf den blättergedeckten Verschlag aus Brettern, Ästen und Wellblech zu. Die Schule. Davor spielten lärmend ein Dutzend Kinder, schwarzhaarig, braun und mit einem unschuldigen Lachen, das Magdalena jedes Mal tief ins Herz ging. Sie ließ sich vor ihnen in den Staub nieder und drückte jedes einzelne fest an sich.

Der kraushaarige Huvan kam mit einigen Fischen vom Fluss. Fröhlich hielt er seinen Fang in die Höhe. »Lena«, rief er. »Willst du heute bei uns essen?«

»Gerne, Huvan. Wie geht es deiner Frau?« Mit Spanisch hatte sie immer noch Probleme, aber die Sprache der Indios beherrschte sie fließend.

»Das Fieber ist weg, Lena, die Götter haben sie wieder zurückgeschickt.«

Magdalena lächelte. Den Aberglauben zu bekämpfen hatte sie ganz schnell aufgegeben. Die Menschen brauchten das Vertrauen zu etwas Höherem als sie selbst. Das gab ihnen Halt, machte sie glücklich. Und wie sie Gott nannten, war am Ende gleich. Es war doch immer derselbe. Nur mit anderen Gesichtern. Das zu begreifen, hatte etwas gedauert. Sie begann, die Menschen für das zu sehen, was sie waren. Kinder der Schöpfung.

Als dann eines Tages die Schamanin Mila zu Besuch gekommen war und Magdalena anbot, ihr Lehrling zu werden, war das wie ein Wunder gewesen. Danach gehörte Magdalena auch beim letzten Zweifler zum Stamm dazu. Schnell hatte sie heraus, dass hinter Mila mehr als nur Hokusfokus steckte: Die alte Frau kannte die Wirkung fast aller Pflanzen und Kräuter und war für westliche Behandlungsmethoden offen. Als Zeichen dafür durfte Magdalena bei Verletzten Verbände anlegen und die eine oder andere Schulter einrenken. Die Sanitäterausbildung war ihr dabei sehr zugutegekommen.

Magdalena warf einen Blick zum Himmel. Das Wetter würde halten. »Wir bleiben heute draußen«, verkündete sie den Kindern, die sofort aufjubelten. Auf dem Dorfplatz war es allemal besser, als in der dunklen, stickigen Hütte. Da der Stamm weder Papier noch Stifte besaß, schrieb Magdalena die Aufgaben mit einem Zweig in den Staub. Die Kinder saßen im Halbkreis vor ihr und malten mit den Fingern mit. Fast jedes konnte inzwischen lesen, schreiben und rechnen. Wenn der Regen sie in die Hütte zwang, erzählte sie Geschichten aus der Welt, warum Flugzeuge flogen und der Mond sein Gesicht änderte.

Einmal im Monat kam der Arzt mit dem Kanu. Doktor Stiegler machte ein soziales Jahr auf der Mission unten am Fluss. Mit hellem Tropenhelm, gebügeltem Anzug und schweren Stiefeln war sein Besuch die Attraktion im Dorf. Er sah schon fesch aus, war aber deutlich jünger als Magdalena. Mila ließ ihn nicht aus den Augen und verfolgte jeden seiner Handgriffe. Um zu lernen, vermutete Magdalena.

»Was macht eine Frau wie sie hier im Dschungel?«, fragte der Arzt beiläufig, während er Huvan die Zunge mit einem flachen Holzstäbchen herunterdrückte und in den Mund leuchtete.

»Mir gefällt es hier«, antwortete sie. Was hätte sie auch anderes sagen sollen? Die Leute waren herzensgut, alle hielten zusammen und teilten, damit keiner Hunger leiden musste. Sie hatte eine Art Familie gefunden, eine große Familie. Das Gehetze und die Isolation in der lauten Welt waren ihr fremd geworden.

»Sie kommen aus Deutschland?«

»Aus einem kleinen Dorf in Bayern.«

»Familie?«

Die Anfrage war Magdalena unangenehm. Das schlechte Gewissen meldete sich ... und Fragen. Sie wusste nicht, was aus ihren Brüdern geworden war. Ihre Mutter wohnte bestimmt noch im gleichen Dorf, im gleichen Haus – falls sie überhaupt noch lebte. Magdalena zog es den Magen zusammen. Sie hätte wenigstens ein Mal nach Hause schreiben können. Aber was? Nachdenklich grub sie mit ihren Zehen im Staub. Dass sie mit einer Tochter bei Indios im Urwald hauste? Dass sie noch nicht einmal so viel Geld besaß, um sich eine Wohnung leisten zu können? Selbst in Bolivien nicht – und hier war alles viel billiger als in Deutschland. Magdalena schüttelte traurig den Kopf. Nein, sie war ein Versager, ein Schandfleck für die ganze Familie. Es war besser, dass niemand wusste, was aus ihr geworden war.

Ende der Leseprobe